

Öffener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 601. Well, Mister Editor, es ist ein schüßres Ding, mer soll kein Mensch ein Fußl rufe, diehoer daß mer ausgefunne hat, daß er trechsig is un mer soll nit flehme, daß ein Mensch ein Dieb is, als biß mer e halwes Dohend silwerne Spubns bei ihn gefunne hat. Mer soll awider auch nit von en Mensche behaupte, daß er en Doff is un von Politeineß keine Ebidie hat, als bis mer en diesente Zeit mit ihn gemacht hat. Das hat auch Reiferenz zu Ihne Mister Editor. Sie wisse, daß Se mich schon viele mals Briefe geschriwe hen, wo mich die Impresiden gewone hen, daß Se der größte Raudie sin wo es hat, awider der werliche Zeit, der is jetzt komme un ich muß sage, Sie hen gut gemacht un Sie stehn jetzt widder in meine Gtimichschen so hoch un so groß da, als wenn ich niemals mit den allergeringste Rid gege Ihne komme gehät hätte. Sell is awider alles von den Dies Boehtrie komme, wo ich Ihne e Woch zurüd geschickt hen. Ich weiß gut genug, daß ich Ihne schon e ganze Watt von den Stoff geschickt hen un was hen Sie dazu gesagt? Wehstbüßtel! un das is all. Se hen mich auch schon die außerschämteste Briefe geschriwe, wo einem die poetische Aber for alle Zeit hätte lohnstehste könne un for den Riesen sin ich auch beinah immergetombelt, wie ich Ihne Ihren Brief kriegt hen. Mister Editor, hen Sie e neues Vief immergetört? Hen Sie eingesehn, daß mer den Weg nit e Lebodie schreibe un spreche düßt? Well, ennieweg, duhn ich es artig epriechliche un ich sage for den Riesen: Merzie, Danke schön un moich obelisch. Vielahs, ich hen Ihne in frühere Zeit schon artig daungetahst, wenn Sie mich so en miserabliche Brief geschriwe hen, den ich is es meine Duhtie, daß ich jetzt auch mal ebbes gutes von Ihne sage un for den Riesen will ich den Brief, wo ich von Ihne gekriegt hen, hier abprinte for daß auch anere Menschen sehn könne, daß Sie doch en Schentelmann sin. Ihne Ihr Brief hat gesagt: „Dier Möddem: — Mir hen Ihne Ihre Boetrie mit die Mehl erhalte; mer hen es gelese un mer hen bis auf die Minnit noch nit die proppere Wortis gefunne unere Epriechliche zu espreche wie es uns uns Herz erum zu Muth is. Es is e gutes Ding, daß der Schiller, wo ja auch mitunter ganz gute Sache gemacht hat, nit mehr lewe duht. Wenn der Ihne Ihr Boehm lese deht, dann deht er for Ichelleise bohte un mir könne Ihne nur soviel sage, daß Sie for selles Verliche alsleins diehöre, daß Se noch nach Ihren Dohst auszuhau werde, das meint in Stein. Sie hen das schwierige Sobidiedt so klemmer gehändelt un hen so viel dichterische un mensliche Entschaffem enei berwoe, daß die Hässlichschon von unfer Herz un von unfer mentel Fäculities so introbischit sin geworde, daß mer ganz eweg ware un daß mer uns bis jetzt noch nit widder aefunne hen. Duhn Se for de Vands Sehts zu Ihre schöne Kunst stike. Mer hen auch schon die Eitenschen von unfer Freund den Brohbeht Ischolsch Sillie auf Ihne gelahit un er hat aelagt, daß er in wenia Daee en Rahl an Ihne mache wollt un daß er Ihne mehlie en Worlichaa mache könnit. so daß Sie in Zukunft ganz abgeschloffe von die Welt un von niemand difförbt. Ihne Ihre dichterische Intklichschon folge könnite. Ennieweg, dehte mer alsdeie, wenn mer recht bold widder so ebbes schönes von Ihne höre dehte.“

ich gleich fing.“ Sehn Se, den Weg werd gedicht un Sie könne es ja auch emal treie. Ich kann Ihne sage, an mich is in meine Jugend viel verfinidigt worde. Wenn meine alte Leut e klein wenig Verlesthemich von mei Tälent gehät hätte, dann hätte Se ebbes ganz annerschier aus mich gemacht, als wie e Hausknecht, wo nur toche un wasche un schrotbe duht. Off Kohrs was emal vorbei is, das is vorbei, awider ich kann Ihne soviel sage, daß ich weiß, was in mich is un dont iufergetitt, es kommt auch eraus. Ich lewe un sterve for die Kunst un wenn ich es auch nit mache kann wie die anere große Dichter, wo sich nur auf ihren Gaul gefekt hen, wenn se e Boehm mache wolle, so sey ich mich einfach auf mein Radelstühl un dann komme mich auch liebliche Ebidie un — well, Lettpengel un Reibingpepper hen ich ja immer händig, so daß ich also iestig genug dichte kann.

Ich hen mein Meind aufgemacht, daß ich Ihne e Speschel Boehm mache wollt, wo Se einfrehme un an Ihre Bettruhmdahl hänge könne. Wenn en Mensch neis un poleit zu mich is, dann kann ich auch das nämliche sein. Mit allerhand Achtung Yours Lizzie Hanfstengel.

Lust und Licht für unsre Wohnhäuser.



„Du stathi, ich hab' jetzt meine neue Stellung angetreten. Der Lohn ist zwar gering — aber ich sehe mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn.“



„Hier in der Nähe soll doch ein so wunderbares Echo sein?“



„Aber Herr Edmalzig, Sie haben sich ja auf einen karten, ungepolsterten Stuhl gesetzt.“



„Wenn du dich entschließen könntest, Henriette, einen Augenblick den Atem anzuhalten, so würdest du das gewaltige Brausen der tobenden Meeresbrandung vernehmen.“



„Sie, Lokomotivführer, möchten Sie mir nicht meine Brennendeere bis zur nächsten Station u bislen heiß machen?“

Lust und Licht für unsre Wohnhäuser.

Von Siegfried Herrmann.

In einer Zeit, in der die meisten Menschen gezwungen sind, ihrem Erwerb nachzugehen in Räumen, die sie mit vielen andern theilen müssen, in Fabrikräumen, Kontoren und Werkstätten, in der die Jugend verurteilt ist, in überfüllten Schulklassen mindestens die Hälfte des Tages zuzubringen, ist es doppelt nötig, für Luft und Licht in unsern Wohnräumen Sorge zu tragen. Zwar ist schon manches geschehen, gesunde Arbeits- und Schulräume zu schaffen, doch liegt es in der Natur der Sache, daß auf diesem Gebiete nie zu viel, immer aber noch viel zu wenig getan wird; denn absolut reine Luft und große Menschenanfanmlungen in geschlossenen Räumen sind zwei Dinge, die sich nicht miteinander in Einklang bringen lassen. Um so höher ist es darum anzuschlagen, kann der Mensch durch sein eigenes Heim einen Ausgleich schaffen, so daß sein Körper, besonders seine Lunge, zu ihrem Rechte kommen. Aber wie vieles liegt da noch im argen! Nicht immer ist es Unverstand in bezug auf hygienische Dinge, der diesen Mangel an Körperpflege hervorruft; denn nicht nur in den unteren Schichten begegnet man dieser Erscheinung, sondern auch in denen die sich zu den Gebildeten rechnen, die sich's doch aber leisten könnten, gerade auf dem Gebiete der Gesundheitspflege allen andern mit gutem Beispiele voranzugehen! Wohl fährt eine solche Familie alle Jahre auf fünf bis sechs Wochen in die Sommerfrische, pumpt sich auf längeren oder kürzeren Spaziergängen — wenn es nämlich das Wetter gestattet — die Lungen voll Lebensluft, sieht aber liegt den ganzen Tag im Freien, aber wenn man wieder die heimischen Penaten erreicht hat, schießt man sich ängstlich vor jedem Lufthauch ab, — man könnte sich ja erkälten! Höchstens, daß man am Tage ein entlegenes Fenster öffnet, doch nur bei schönem Wetter; des Nachts aber für einen Ausgleich der verbrauchten Luft mit frischer zu sorgen, fällt nur sehr wenigen ein. So wird alle Körpererfrischung der Sommerfrische illusorisch. Kommt man nun gar in ein Kronenzimmer, so kann man erst recht die Wirkungen der Luftschon wahrnehmen. Doch ist nicht zu verlernen, daß sich auf diesem Gebiete die wohlthuernden Einflüsse in modernen Anstalten erzeugener Merzie vortreflich bemerkbar machen. Aber wie so manchem Art ist es nicht schon begegnet, daß er beim Eintritt in ein Kronenzimmer förmlich zurüdrückt. — So bist war die Luft, und seine erste Verordnung mußte sein: „Di: Fenster auf!“

Doppeltschmerz sieht es mit dem Luftmangel in den Wohnungen ärmerer Familien. Nicht nur, daß viele Familienmitglieder in engem Raum beisammen zu sein gezwungen sind, sondern in dem Raum, her auch zugleich als Schlaf- und Kinderstube dienen muß, wird auch das Essen zubereitet. Kommt nun gar der Winter, so scheut man sich überhaupt ein Fenster zu öffnen, und vielen Leuten bleibt trotz der versuchten Aufklärung die längst erwiesene Tatsache, daß reine Luft sich schneller erwärme als unreine, immer noch ein Rätsel. Im Winter kommt für die Verschlechterung der Luft in den Wohnräumen noch der Umstand in Betracht, daß sich der von den vielen Bewohnern eines Zimmers ausgeathmete Wasserdampf an den kälteren Wänden, auf Möbeln und Betten niederschlägt, so daß dann deren Feuchtigkeit die Luft dumpfig macht.

Ähnlich wie mit dem Luftmangel verhält es sich mit dem Fehlen des Sonnenlichtes. Die Ärmere können desbeswegen nicht habhaft werden, die besser Situierten wollen es meist nicht. Oft ist der gewöhnliche Mann gezwungen — besonders in den Großstädten — mit seiner Familie mit solchen Wohnstätten vorlieb zu nehmen, deren Fenster auf enge Höfe hinausgehen, so daß ihn das ganze Jahr kaum ein Sonnenstrahl zu erreichen weiß. In den in besseren Verhältnissen lebenden Familien dagegen wird oft jedem Sonnenstrahl durch mehr oder weniger dicke Vorhänge der Eintritt ins Zimmer gewehrt, damit nur ja die kostbaren Möbel nicht Schaden leiden. Und doch hat sich noch immer das vielen bekannte Sprichwort bewährt: „Wo die Sonne hinkommt, kommt der Arzt nicht hin!“ Oder sollte es bloßer Aualfall sein, daß in Großstädten der Kinderleichenwagen vor solchen Häusern am öftesten hält, in denen die Fenster der Wohn- und Schlafräume nach Norden zu oder nach engen Höfen hinausliegen? Es ist geradezu unalaublich, daß man im Zeitalter einer übertriebenen Bazillenfurcht die Sonne, den größten Feind dieser kleinen Lebewesen, durchaus nicht ins Zimmer hineinlassen will. Selbst einem der gefährlichsten dieser Keime, dem Milzbrandbazillus, den man selbst durch zweifelhafte Kochen nicht abtöten kann, macht das Sonnenlicht in etwa dreiviertel Stunden den Garaus.

Eine der bekanntesten Gesundheitschädigungen, die durch Luft- und Lichtmangel hervorgerufen wird, ist die Bleichsucht. Außerdem leidet die Verdauungstätigkeit, und die Ernährung wird zum Schlechten beeinflusst, wodurch wiederum die Widerstandsfähigkeit des menschlichen Körpers gegen

allerlei Krankheiten bedeutend herabgemindert wird. Besonders sind es die epidemisch auftretenden Krankheiten, die gern in schlecht gelüfteten und wenig belichteten Wohnstätten sich einnisten.

In den Gegenden, wo trotz aller maschinellenLufterneuerung die Arbeiter unter der Erde in bezug auf ihr Lebensselement zu kurz kommen, wo ihnen über der Erde durch die von der lebhaften Industrie erzeugten giftigen Gase die natürlichen Lufterneuerer, die Pflanzen vernichtet werden, wo ihnen selbst die Lungennahrung vergiftet und die alles belebende Sonne durch Bergwerks- und Hüttenrauch verdunkelt wird, wo ihnen von der schweren Arbeit ermüdeten Körper in den überfüllten Wohnräumen wenig Erholung wird, da hat auch der Würgengel an den Kindern, denen von ihren Eltern kein widerstandsfähiger Körper vererbt werden konnte, keine schwere Arbeit, und Scharlach und Diphtherie sind an der Tagesordnung.

Wie verbessern wir nun die Luft unserer Wohnräume? Zunächst müssen wir danach trachten, sie nicht zu verschlechtern. Dies geschieht durch den Tabaksqualm. Es ist eine arge Zumuthung, die männliche Mitglieder der Familie an die Mittinsassen ihres Wohnraumes stellen, wenn sie dieselben zwingen, ihre Lungen mit dem ausgeathmeten Tabaksqualm zu füttern. Können sie selbst ihrer Leidenschaft nicht entlagen, so mögen sie es wenigstens da tun, wo sie niemand belästigen im Freien. Auch auf die Beleuchtung muß man sein Augenmerk richten. Die Lampen, die nun einmal nicht überall zu entbehren sind, sollen so sauber gehalten werden, daß sie keine üblen Dünste verbreiten und deren nie niedrig geschraubt sein, denn sonst entströmen ihnen außer den unvermeidlichen Verbrennungsprodukten noch überbrannte giftige Gase, die die menschliche Lunge belästigen. Benützte Nachtgeschirre und nasse Windeln in Wohn-, Schlaf- oder Kinderzimmern zu belassen, ist zwar in manchen Familien noch Sitte, ist aber selbstverständlich zu unterlassen.

Da in den meisten Zimmern ein besonderer Ventilationsapparat nicht angebracht ist, so führe man die nötige frische Luft durch die Fenster ein. Dabei muß man sich immer den Umstand vor Augen halten, daß die Ventilation um so schlechter und unvollkommener vonstatten geht, je mehr die Höhe der Raumtemperatur mit der im Zimmer herrschenden übereinstimmt. Im warmen Sommer ist es darum nötig, daß man sämtliche Fenster zwecks Lufterneuerung öffnet; man erzeuge auch von Zeit zu Zeit durch gleichzeitiges Öffnen der Thüren Zugluft. Im Winter genügt selbstverständlich ein geringeres Öffnen des Fensters, wobei noch zu bemerken ist, daß es eine praktische Gesundheitspflege durchaus erfordert, auch das Schlafzimmer zu heizen, da dann überhaupt erst der nötige Luftaustausch vor sich gehen kann. Man hat gefordert, daß für den erwachsenen Menschen ein gewisser Luftraum im Zimmer vorhanden sein soll. Aber man merke sich: das kleinste Zimmer ist groß genug bei geöffneten, das größte aber zu klein bei geschlossenen Fenstern, ein Trost, aber auch zugleich eine Mahnung für die, die es angeht. Für Wohnzimmer sind Pflanzen von Vortheil, da sie am Tage als Luftverlesser dienen. Ins Schlafzimmer aber gehören weder Blumen noch Blattpflanzen, da in der Nacht eine Kohlen säureaufnahme und Sauerstoffabgabe nicht stattfindet.

Für die vorchriftsmäßige Reinheit der Luft muß auch durch Reinlichkeit des Zimmers selbst gesorgt werden. Der Staub, der die Schleimhäute der Athmungsorgane reizt und dadurch zu Katarrhen Veranlassung gibt, der auch nach Ansicht der meisten Merzie die so gefürchteten Krankheitserreger, die Bazillen enthält, muß entfernt werden und zwar nicht durch Reiben, sondern durch nasses Aufwischen. Auch ist es von Vortheil, die Möbel nicht, wie es heut allgemein üblich ist, trocken, sondern feucht zu reinigen; denn es ist besser, die Politur leidet etwas, als daß der Mensch durch aufgewirbelten Staub an seiner Gesundheit Schaden nehme.

Endlich gewähre man dem Sonnenlicht soweit es möglich Eintritt in die menschlichen Wohnungen. Wie schon oben gesagt, tötet es alle Krankheitsgifte, die sich besonders in feuchten, dumpfigen und sonst schlecht gelüfteten Wohnungen mit Vorliebe ansammeln, in kürzester Zeit und zwar besser, als dies alle künstlichen Desinfektionsmittel zu tun vermögen. Daß die Wirkung des Sonnenlichtes außerdem auf den gesunden, menschlichen Organismus eine besonders günstige ist, kann man aus seiner heilenden Wirkung schließen, die man sich in neuerer Zeit immer mehr zunutze macht.

D, diese Frauen!
Herr zum Freunde: „Machst Du einen kleinen Spaziergang mit?“
Freund: „O ja, aber ich muß noch bei der Post vorbeigehen, ich habe 400 Mark nach Heringsdorf zu schicken.“
Der Herr: „Ich dachte Deine Frau sei schon acht Tage daheim?“
Freund: „Das schon, aber das Geld geht an die Geschäfte, wo sie die mitgebrachten Reiseandenente taufte.“

Quien sabe.

„Quien sabe?“ (Wer weiß?) Jeder, der nur einmal kurz in Mexiko gewesen, wird lächeln, wenn er diese wohlbetannte Wort wieder hört. Das ist so ein immer und immer wieder gebrauchter, landläufiger Ausdruck, der einen empfangt, wenn man die Schiffsbrücke herabsteigt, der noch lange nachtslingt, wenn das Land Mexiko schon weit hinter einem liegt, — ein Ausdruck, in dem alles gelegen ist: ganz intensiver mohamedanischer Fatalismus und weitgehendes „laissez faire, laissez aller“ Arbeitsträgheit, Denkschwäche und höchste Gleichgültigkeit mit aller Gegenwart, jeder Zukunft.

Und jeder hat das Wort im Munde: der Spanisch sprechende Indio — es gibt noch recht viele, die es reden und nicht verstehen —, der Mexikaner, der in Mexiko lebende Europäer, und nach ein paar Tagen hat der neu zugereiste Fremde es auch schon angekommen! Man kann es gebrauchen, obwohl wenn man etwas wirklich nicht weiß, als auch, wenn man etwas nicht wissen will, oder wenn man nicht sagen will, daß man etwas weiß, oder wenn man zu träge ist, darüber nachzubedenken, ob man es wirklich weiß oder nicht — kurz und gut, es ist gar kein Fall denkbar, wo man das Wort nicht gebrauchen könnte!

„Quien sabe?“ Wie so oft habe ich gewünscht, den, der das sagte, recht nach Herzenslust verprügeln zu dürfen. Aber ich that da schier nur im Geiste, denn auf jede einem freien Mexitaner zugeführte körperliche Züchtigung und Gewaltthat steht — nicht Geldstrafe, sondern Gefängnis, nichts als Gefängnis.

Ich habe, um ein Beispiel herauszugreifen, den Arriero, den ich tagsüber hatte, am Abend mit seinem Pferde entlassen, denn der Wirth, in dessen Honda ich eingekehrt bin, hat das Pferd für den Weiterritt am nächsten Morgen. Ich habe sie mir selbstverständlich auch schon gesehen und habe sie nicht schlechter, abgeschundener als andere meritanische Mietzhäule befunden — aber es wird gehen mit ihnen — es wird gehen!

Am nächsten Morgen — kein einziges Pferd im Stalle.
„Andere Herren, die früher aufgestanden sind, haben sie weggenommen!“ meint ganz gemüthlich der Herbergsverwalter.

„Wer diese unverschämten Herren sind?“
„Ja, ob ich dann nicht andere Pferde haben könnte? Unbedingt, ganz unbedingt muß ich weiter!“
„Quien sabe?“

Ich schäme innerlich vor Wuth, aber trotz alledem bleibe ich äußerlich sehr freundlich und behandle den treulosen Spelunnenwirth mit ausgesuchter Höflichkeit, wie einen Fürsten. Denn mit deutscher oder gar mit bayerischer Grobheit kommt man hierzulande nicht weiter.

Und der gute Mann läßt sich schließlich auch wirklich herbei, auf die Suche im Dorfe zu gehen und kehrt zwei Stunden später mit ein paar ausgefuchelt elenden und verhungerten Kleppern zurück.
„Ja — ob denn diese todmüden Gähler den weiten, langen Ritt auch aushalten werden?“
„Si, Senor!“ nickt er und lächelt dabei. — „Quien sabe?“ aber denkt er innerlich.

Ich reite ab, aber schon vier Stunden später führe ich mein armes Köhlein brav hinter mir am Zügel und trabe leicht tapfer durch den Sand, Staub und glühende Sonnenhitze vorwärts. Nur der als Führer mitgenommene Indianerhute ist seelenruhig auf seinem erschöpften Thier sitzen geblieben, unbarmherzig und mit freudigen Wohlbehagen bei jedem Schritt darauf losfliegend — nirgends habe ich in romanischen Ländern eine so barbarische und entsetzliche, un menschliche Behandlung der Thiere gesehen, wie in Mexiko — in Stadt und Land.

Ich frage den Bengel, ob er nicht vielleicht glaube, daß sein Pferd auch ein Schmerzgeföhl habe.
„Quien sabe?“ meinte er, lacht und schlägt vergnügt weiter drauf los, bis er selbst mit der Reitpeitsche einen tüchtigen Krasthieb übergezogen erhalten hat und nun — wehleidig sind sie alle hierzulande, Mexitaner europäischer Abstammung und Indianer — in einen Thränenstrom ausbrechend, weiß, daß so eine gute Worte wirklich nicht wohl thut.
Sogar in der hochmohlblödsinnigen Verwaltung der Hauptstadt spukt — und das ganz bebedntlich — das mexicanische Leitmotiv herum.
Ich suche in Mexiko-Ciudad jemand, dem ich empfohlen bin. Ja! Da kann ich lange suchen, einen halben, einen ganzen, wenn's schließlich geht, auch zwei Tage — und ich habe ihn immer noch nicht gefunden.
Denn einmal hat schon jede Strafe zwei Namen, die alten und die nach amerikanischem System eingeführten neuen Namen.
Das ging ja noch! Aber nun die Nummerierung der Häuser! An der Nummer man wahrhaftig vollkommen und vollständig zum Narren werden. Jedes Haus hat, wie die Strafe, zwei Namen, zwei oder drei Nummern, kleine und große! Die Hauptnummern

aber, die, die in größerer Schrift angeschrieben stehen, die sind es, die einen armen Europäer rasend machen können: 6. 526. 39. 2007. 288. 17. So ungefähr — selbstverständlich diese kleine Probe in die Unendlichkeit weiter ausgezogen und verlängert — sieht sich die Nummerierung einer Straße von Mexiko an!

Endlich, nach zwei bis drei Tagen, habe ich, nicht in der besten Laune, die Hausnummer des Herrn X glücklich gefunden.
„Senor X?“ fragte ich an der Hausthür.
„No, Senor! Wohnt nicht hier, hat nie hier gewohnt und wird nie hier wohnen!“ Krachend ist die Hausthür wieder zugevorfen worden.

Ich gehe in den nächsten Laden, lasse mir ein Adreßbuch geben und schlag nach. Nein, nein — ich habe mich nicht getäuscht. Senor X wohnt nach dem Adreßbuch in dem Hause, das ich drei Tage lang schmerzhaft gesucht habe.
Sag aber trotzdem nie in seinem Leben darin gewohnt!

Das Adreßbuch! Vor allem aber die Straßennummerierung der Stadt Mexiko! Wenn ich auch fragte, wie, wieso und warum, keiner konnte Bescheid sagen. Sie alle lächelten und meinten: „Quien sabe?“
Wenn ich einen halbwitzen Indiarer hinsetzte, ihm zehn Maß seines geliebten Pulquebieres bezahlte und ihn dann die Häusernummerierung der Stadt Mexiko vornehmen ließe — ein kläglicheres Resultat als die verkehrliche Stadtverwaltung sich da geleistet hat, könnte der schwer betrunkene Indio auch nicht fertig bringen. Aber auch sonst überall, im Berufs- und öffentlichen Leben klingt dieses Leitmotiv wieder.

Vom Präsidenten bis zum Polizeisoldaten herab, ein nicht endenpflendes „Quien sabe?“ Denn auch der Polizeisoldat ist mit einem großen Fragezeichen versehen in Gestalt einer Fiesellaterne, die jeder Polizist bei Eintritt der Dunkelheit zu tragen hat. Warum? Die meritanischen Städte sind jetzt recht gut beleuchtet. Und die große Laterne behindert den armen Polizisten ganz ungeheuer! Hat er doch nur eine Hand frei, wenn er einen betrunkenen und sich kräufelnden Indio einzuschaffen hat. Und wenn ihm die Laterne gar gefohlen wird — es soll moralisch tiefstehende junge Leute geben, die den Diebstahl von Polizeilaternen als Nachtpost betreiben — bekommt der böse Dieb auf der Polizeistation die Belohnung des ehrlichen Finders, die himmelhoch über dem armen Polizisten von seinem seuer verdienten Tagelohn abgezogen wird.
Warum die Polizisten in der so hell erleuchteten Stadt Mexiko Laternen tragen? ... „Quien sabe?“

Der Puuc

— das Nationalgetränk der Mexitaner — wird aus dem Saft einer Agavearten, Maguey oder Agave Americana, auch unter der Benennung „Centur“ Pflanze bekannt, gewonnen. Die Maguey pflanze mit ihren großen blaugrünen, saftigen Blättern und ihrem bis zu 25—30 Fuß hohen und 12—15 Zoll im Durchmesser haltenden Blütenstängel, der rahmfarbige, große Blüten trägt, sieht man in den großen Thälern u. auf den Gebirgsabdachungen des meritanischen Hochplateaus in großartigen, oftmals bis zu 300,000 Pflanzen enthaltenden Plantagen, und sind solche eines der charakteristischsten Landschaftsbilder, die der Fremde in diesen Theilen Mexikos sehen kann. Die Maguey pflanze bedarf zu ihrem Gedeihen weder eines humusreichen Bodens, noch besonderer Feuchtigkeit, und sie ist eine der dankbarsten Agrikulturgewächse, da sie überall da mit Erfolg gepflanzt werden kann, wo andere Pflanzenarten keinerlei Gedeihen mehr haben würden. Die Entwicklung des Blütenstängels wird schon im ersten Anfangsstadium durch Ausschneiden des Triebes der Pflanze verhindert und dafür ein größeres Loch im letzten geformt, in dem nunmehr der Saft der reifen Pflanze quillt, und zwar so reichlich, daß eine einzige derartige Pflanze innerhalb vier bis fünf Monaten, in welchem Zeitraum der Saft täglich morgens und abends von ihr entnommen wird, bis zu 150 Gallonen Pulque ergibt, die für den Haciendaabesitzer einen Verkaufspris von zehn Pesos repräsentieren. Der Saft von den Maguey pflanzen wird mittels sphonartiger Instrumente, „Acocote“ genannt, durch Indios herausgezogen und in auf deren Rücken befindliche Schweine- resp. Ziegenhäute übergeführt. Von den Säften wird der Saft wieder in große hölzerne Küfen oder Gebinde umgefüllt und gelangt dann, nachdem man ihm zur Verhinderung einer zu schnellen Fermentation etwas alter Pulque genannt, und Kohlenstück hinzugefügt hat, in Extrazügen nach den Hauptstädten des Landes abrecht, wo er als „Pulque“ zweimal täglich zum Ausschank gelangt und hier von jung und alt, reich und arm stark begehrt wird.

Lehrerin: „Nun habe ich Euch, Kinderchen, von Friedrich des Großen Jugend, zuerst von der Geburt und Taufe erzählt. Welches Mädchen hat nun aufgegeben und kann mir sagen, welchen Namen der Prinz erhielt.“
Vene (aufschreckend): „Der kleine Prinz bekam den Namen Friedrich der Große.“